

Schenken sollte ein vorsichtiger Akt sein

In vorweihnachtlicher Zeit machen wir uns regelmässig Gedanken zum Schenken. Die Kultur des Schenkens kann auch ökonomisch betrachtet werden. Die Weitergabe von Gütern und Dienstleistungen ohne direkte Gegenleistung gibt es nicht oft. Häufig wird damit nämlich eine zukünftig erkennbare Gegenleistung erhofft. Von verzögerter Reziprozität ist dann die Rede.

Einem Kind etwas zu schenken, kann auch mit der Erwartung verbunden sein, den Schenker zu lieben respektive sich familiär wie erwünscht zu verhalten. Einem potenziellen Wähler etwas zu schenken, ist mit der Erwartung verbunden, bei den nächsten Wahlen wiedergewählt zu werden.

Je häufiger und teurer die Geschenke sind, desto höher die Erwartung. Im jugendlichen Alter kann das Schenken die negative Wirkung herbeiführen, dass die Freude am Nebenerwerb und an den ersten Erfahrungen mit Ersparnissen verloren geht: Weshalb sich durch Konsumverzicht anstrengen, wenn man das Wichtigste ohnehin geschenkt bekommt?

Auch im jungen Erwachsenenleben sind die Eltern typischerweise einkommensstärker und vermögender, doch soll dieser Unterschied mit üppigen Geschenken sozusagen noch «zelebriert» werden? Natürlich könnte ich es mir leisten, meine inzwischen erwachsenen Kinder und deren Familien in ein Fünf-Sterne-Wellnesshotel einzula-

den. Aber wäre das nicht ein bisschen würdelos?

Ein junger Erwachsener, der sich im Berufs- und Familienleben mit seinem ersten Erwerbseinkommen zurechtfindet, wohnt nun mal in einer bescheidenen Wohnung in einem günstigen Quartier. Die Ferien werden vielleicht in einem Zelt verbracht, und das Wellness-Feeling besteht aus einem kalten Bad im nahe gelegenen Fluss. Das grösste Glück findet man in seiner inneren Zufriedenheit. Die beste Gesundheit ist die psychische Balance. Üppige Geschenke können solch einfache Anreizmechanismen in die falsche Richtung lenken.

Deswegen sollte Schenken ein vorsichtiger Akt sein. Das haben Politiker längst verges-

sen. Geldgeschenke zu verteilen, gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Auch dann, wenn eigentlich kein Geld da ist. Weshalb sind wohl die gesamten Staatsschulden dieser Welt auf über 100'000'000'000'000 Dollar gestiegen? Geldgeschenke haben konkrete Namen: Prämien für den Kauf von einem Elektrovehikel, Steuerrabatt für die Hypothekarzinsen, Ansiedlungsunterstützung für Chipfabriken, Subventionen hier und staatliche Zuschüsse da.

Das führt zu einer gewissen Bequemlichkeit. Der innere Antrieb für das Vorwärtskommen in Gesellschaft und Wirtschaft wird durch üppiges Schenken unterwandert. Ausserdem sorgt es dafür, dass sich immer mehr fragen: Und

was bekomme ich? Jüngst wurde dem Nachbarn der Fernwärmeanschluss aus Steuern bezahlt, weshalb mir nicht die Holzschnitzelheizung? Die Firma des anderen Nachbarn wurde mit Staatsmitteln gerettet. Nun bin ich mal dran: Her mit der 13. AHV-Rente!

Der Bund allein kommt mit jährlich 50 Milliarden Franken zu Hilfe. Die Datenbank der Subventionen ist transparent, die Subventionsintensität nimmt unweigerlich zu. Aber sind wir deshalb wirklich glücklicher geworden – oder einfach Junkies, Subventionsabhängige? Ich erachte weder einen «kalten Entzug» noch eine Kettensäge, um das Dickicht der Subventionen zu beschneiden, für notwendig. Doch eines hätte allein schon

die gedankliche Übung zur Folge: Sich darauf zu besinnen, was im Leben wirklich wichtig ist. Und dort zu geben, wo man es von Herzen macht, und dort zu nehmen, wo man es tatsächlich für nötig befindet. Ist das die Schenkökonomie der Zukunft?



Maurice Pedernana
wirtschaft@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Maurice Pedernana ist Professor für Banking und Finance an der Hochschule Luzern und Studienleiter am Institut für Finanzdienstleistungen Zug (IFZ).